

Georg Friedrich Karl – ein pietistischer Landesfürst in Bayreuth

Zum 250. Jahrestag seines Todes

Im Mai 1735, vor 250 Jahren also, verschied der Bayreuther Markgraf Georg Friedrich Karl. Er zählt nicht zu den Fürsten, die durch bedeutsame Werke von sich reden machten. Seine kurze Regierungszeit von neun Jahren war geprägt durch Maßnahmen der Konsolidierung, sowohl was die Finanzen der Staatskasse betraf als auch Fragen des Lebensstils und der Herrschaftsentfaltung des zu jener Zeit immer noch verbreiteten Absolutismus.

Schwierigkeiten zu Beginn seiner Regentschaft

Der Start seiner Regierungsära stand unter denkbar ungünstigen Zeichen. Sein Vater, einer Nebenlinie der Bayreuther Fürstenfamilie der Hohenzollern angehörend, hatte seinen Erbanspruch auf die Thronfolge an Preußen abgetreten, damit er seine große Familie mit 14 Kindern in Weferlingen unterhalten konnte.

Georg Friedrich Karl unternahm, als der Älteste, schon bald nach dem Tode des Vaters Schritte, um von dieser Bindung, die er als "reichsgesetzwidrig" anfocht, loszukommen. Als er 1726 tatsächlich die Erbfolge in Bayreuth antreten konnte, wurde er verpflichtet, 550000 Gulden an Preußen als Entschädigung zu entrichten. Es ist daher verständlich, daß er alles unternahm, von dieser Schuld loszukommen und damit peinlich genau auf alle Ausgaben seiner Hofkammer achtete. Er schuf durch seine Wirtschaftsführung die Basis für all die Errungenschaften, mit denen sich dann sein Sohn, Markgraf Friedrich, und dessen Gemahlin Wilhelmine Ansehen und Ruhm erwerben konnten.

Herrschaft in Verantwortung gegenüber Gott

Als pietistisch gesinnter Regent holte er sich einen Hofprediger – Johann Christoph

Silchmüller – aus Halle und hatte einigemal den Grafen Zinzendorf zu Besuch. So traf er in seinem Lande Fürsorge für gute und besonders christliche Erziehung, ließ Bildungsstätten schaffen und Schulen errichten. In Bayreuth gründete er ein Waisenhaus für verwahrloste elternlose Kinder. Das fünffache der dort im Internat lebenden Kinder konnte auch die angegliederte "Armenschule" besuchen.

Er bekämpfte die Korruption in seiner Beamtenschaft und verbat Geschenke in gerichtlichen Fällen und bei allen geistlichen und weltlichen Dienstgeschäften.



Blick in die Fürstengruft zu Himmelkron; rechts der Marmorsarg des Markgrafen Georg Friedrich Karl

Dazu war er bei seinen Hofbeamten auf Pünktlichkeit bedacht und soll stets zwei Uhren bei sich getragen haben.

Die vom Berliner Königshof in die markgräfliche Provinz verschlagene Prinzessin Wilhelmine mokierte sich in ihren Memoiren – mehr noch in ihren Briefen an den Bruder Friedrich (den Großen) – über den Schwiegervater: *Er war von Eigenliebe be sessen, sprach von nichts als seiner Gerechtigkeit und seiner Regierung und maßte sich eine Festigkeit an, die in den meisten Fällen in Schwäche ausartete. Für die Regierungsgeschäfte hatte er keinerlei Begabung . . .*

Tod und Beisetzung in Himmelkron

Als der zeitlebens kränkelnde Markgraf im Alter von 47 Jahren sein Ende herannahen fühlte, gab er den Auftrag, daß in Himmelkron, seinem Landsitz, eine fürstliche Gruft eingerichtet werde. Er äußerte den Wunsch, daß sein *entseelter Körper . . . in aller Stille ohne das allergeringste Gepränge in die zu Himmelkron zubereitete Gruft Beygesetzt* werde. In Himmelkron hatte er sich vor allem im Sommer zur Jagd gerne aufgehalten.

Er starb am 17. Mai 1735 in seinem Bayreuther Schloß. In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai erfolgte die Überführung des Sarges über Bindlach, Harsdorf und Trebgast nach Himmelkron; die Straße hatte man eiligst noch "reparieren" müssen. Von ½11 Uhr nachts bis früh um 4 Uhr war der Leichenzug unterwegs. Nachdem der Sarg in die Stiftskirche zu Himmelkron gebracht war, ruhte sich das Gefolge für den Rest des Tages aus. Abends um 19 Uhr begannen die Beisetzungsfeierlichkeiten mit einem Essen im Himmelkroner Schloß. Um 21 Uhr begab man sich zum Gottesdienst in die Kirche, die ringsum mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen war. Hofprediger Silchmüller hielt fünf Viertelstunden lang die "Leichen-Predigt" über einen vom Verstorbenen gewünschten Text (Philiper 1, 21). Konsistorialrat Johann Adam Flessa verlas den

Lebenslauf des Fürsten, wozu er zwei Stunden benötigte. Der Himmelkroner Pfarrer Winkelmann durfte noch den Segen sprechen. Der Sarg wurde dann in die sich an das Kirchenschiff anschließende Gruft gebracht, ein Gewölberaum, der damals als Separatraum der "Ritterkapelle" des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters durch das Einziehen einer Zwischenwand eingerichtet worden war. Eine Viertelstunde lang war es der Trauergemeinde erlaubt, den Leichnam des Landesherrn zu sehen. Gegen zwei Uhr früh des 28. Mai endete diese fürstliche Beisetzung.

230 Jahre später, im Jahre 1965, mußte der Gruftraum zusammen mit der Ritterkapelle renoviert werden. Den äußeren Marmorsarg zerlegte man, damit während der Arbeiten ein Auslagern des markgräflichen Sarges möglich war. Dabei kam der mit weinrotem Samt bezogene und mit breiten vergoldeten Tressen verzierte innere Holzsarg zum Vorschein; die zwölf golden glänzenden Beschläge mit den Initialen "GFC" des Markgrafen wiesen keine Spuren von Oxydation auf. Es war bei dieser Gelegenheit auch möglich, diesen Sarg kurz zu öffnen. Das schmale Gesicht des einbalsamierten Leichnams im Rahmen einer großen grauen Perücke war gut zu erkennen.

Der Wunsch des frommen Fürsten, daß er in seinem Tode durch ein Gitter mit der den Gottesdienst feiernden Gemeinde verbunden sei, wurde damals nicht erfüllt. Bei der zunächst nur provisorisch gedachten Türe, die einstweilen den Holzsarg schützen sollte, bis die Marmorhülle fertiggestellt gewesen wäre, ist es geblieben. Erst seit 1966, nachdem die Wand zur Kapelle hin wieder abgebrochen ist, liegt er innerhalb eines gottesdienstlich genutzten Raumes.

Rektor Helmuth Meißner, Am Hopfen 1,
8581 Himmelkron

Foto: Verfasser

Sein guter Dämon hatte ein Gespür

Warum Bayreuth der geeignete "Fleck" für Wagner war

Sie haben nur den Wink meines guten Dämons bestätigt, der mir, als ich nach dem Fleck deutscher Erde suchte auf dem ich endlich mich auch bürgerlich heimlich niederlassen wollte, dieses fast unbeachtete, so freundlich in Deutschlands Mitte liegende Bayreuth aus ferner Jugend hervorrief. So schrieb Richard Wagner im November 1871 an Friedrich Feustel, den Vorsitzenden der Bayreuther Stadtgemeinde-Bevollmächtigten.

Alles was wahr ist – dieser "gute Dämon" hatte Gespür! Das ging gleich gut an: Im Vorwort zu E. T. A. Hoffmanns "Fantasiestücken" konnte man lesen:

Bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinander stehenden Menschen zu, daß wir noch bis diesen Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt.

Das war geschrieben von Jean Paul, jenem anderen Bayreuther "Meister", und zwar im Geburtsjahr Richard Wagners, 1813 – und in Bayreuth.

Da Hoffmanns Erzählungen zur Lieblingslektüre des jungen Wagners gehörten, ist es möglich, sogar wahrscheinlich, daß er auch dieses Vorwort gelesen und daß ihn jene Bemerkung bewußt oder unbewußt beschäftigt hat:

Ein armer Hungerleider, in seinem Pariser Elend, – woran dachte er, als er 1841 in Lewalds Zeitschrift "Europa" mit spöttisch verbrämter Sehnsucht von Deutschland schwärmte? An "Gemüth, Jean Paul und bairisches Bier".

Und als er 1849 – nun Hofkapellmeister – in Dresden einen zupackenden Artikel über Theaterreform veröffentlichte, unterzeichnete er ihn mit den Initialen "J. P. – F. R." – Jean Paul – Friedrich Richter. Sonderbar, daß Wagner ausgerechnet auf ihn

verfallen war. Er ahnte wohl kaum, wieviel er mit dem Bayreuther gemeinsam hatte. Da ist nicht nur das Nebeneinander von hellsichtigem Intellekt und verzaubernder Poesie, von abgründigem Ernst und Humor, die Verwandtschaft mancher Gestalten in den Romanen dort und in den Dramen hier. Und Jean Paul war nicht nur ein hinreißender Improvisator am Klavier, er setzte an Höhepunkten einer Handlung oft eine Art musikalische Leitmotive ein, und seine Auffassungen über die Musik berühren sich mit denen des Jüngeren zuweilen auf erstaunliche Weise.

In seinen "Palingenesien", wo der Dichter über einen Besuch in Nürnberg erzählt und die engen, funzelschummerigen Gassen und Fachwerkhäuser beschreibt, – dort berichtet er auch von der Begegnung mit dem Nachfahren eines leibhaftigen "Meistersängers". Der hält ihm einen Vortrag über die "Weber-Krätzen", die "Heißtränlein-Weis", die "Krummzinken-", "Verschalkte-Fuchs-" und "Fett-Dachs-Weis" – kurz, er nimmt Davids Lehrvortrag in den "Meistersingern" vorweg. Und am Ende bricht Jean Paul in ein Loblied auf die wackeren "Meistersänger" aus, in dem sich Respekt und Ironie in ähnlicher Weise mischen wie später in Wagners Oper.

Beziehungsreicher "Siebenkäs"

Schon 1869, als die Frage eigener Festspiele drängte, war die Familie auf Bayreuth aufmerksam geworden. Sie bestellte dann bei einem Luzerner Buchhändler Druckschriften über die Stadt. Eines schönen Oktobernachmittags des Jahres 1870 zeigte sich zwischen Pappeln auf der Terrasse, vor der Tür ihres Tribschener Hauses, ein wundervoller Regenbogen. Cosima rief: "Rheingold!" Wagner hingegen: "Bayreuth!"

Und in diesem Augenblick, so erzählt Cosima in ihrem Tagebuch, trifft der Buchhändler Prell ein und will uns seine Notizen